



1926-10-31

Phantastische Romane

Blanche Kübeck

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay

 Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19261031&seite=35&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Kübeck, Blanche, "Phantastische Romane" (1926). *Essays*. 604.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/604

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Phantastische Romane.

(„*Ich?*“ Ein Roman von Peter *Flamm*. 1926 S. Fischer-Verlag, Berlin. – „*Die Meertrud*.“ Erzählung von Friede H. *Kraze*. Haus Ruhe-Verlag in Altona 1926. – Mia *Munier-Wroblewska*: „*Der rote Geiger*.“ Geschichten zwischen Traum und Tag. 1926. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Stuttgart und Berlin – *Die Schwarzmühle*. Eine Novelle von Reinhold *Zickel*. 1925. Iris-Verlag. Frankfurt a. M.)

Von Blanche Kübeck.

In gärenden Uebergangszeitaltern wie dem unseren, dessen Merkzeichen die allenthalben sich geltend machende Unsicherheit ist, spiegelt das Werk des Dichters nur zu oft die überall zutage tretende seelische Zerklüftung wieder, verspinnt sich in die Nachtseiten der menschlichen Natur, flüchtet aus einer unerfreulichen Wirklichkeiten in das Reich des Dunklen, Mystischen der metaphysischen Betrachtung. So tasten sich Hanns Heinz Evers, Gustav Meyrink, Karl Hans Strobl mit Vorliebe hinüber in die Gebiete des Traumes, des Unfaßbaren und Gespenstischen, fühlen sich heimisch in jenen Rätselländen, darin das Ich seiner Erdenbindung entschlüpft. Auch in einigen Büchern neuerer Dichter macht sich wieder dieser Zug zum Düsternen und Jenseitigen bemerkbar.

Peter *Flamm* rüttelt in dem Roman „*Ich?*“ an den Fundamenten unseres Seins, läßt das unsere Gefühle, Gedanken und Taten zeugende Ichbewußtsein selbst als fragwürdig erscheinen. Wer kennt nicht die wie ein wirrer Fiebertraum anmutenden Bilder aus Kliniken und Heilanstalten, die Spaltung des Ich, die den Kranken sich selbst als einem anderen zusehen läßt. In dem Buche *Flamms* ist der psychische Vorgang in eine spannende Handlung gekleidet. Ein Soldat eignet sich Paß Namen eines toten Kameraden an und tritt dadurch in dessen Gestalt und Schicksal, Neigungen und Leidenschaften, in fremde Verpflichtungen, Sorgen und Qualen, in neue Berufsarbeit ein. Gespenstisches Jenseits, das immerzu in verlorenes Diesseits herübergreift, die Persönlichkeit zersplittert und in ein Schemen auflöst. Der Mann mit dem entlehnten Namen und Geschick muß das Leben des Verstorbenen fortsetzen, den „Feind“ übernehmen, willenlos einen grauenvollen Mord begehen. Auch in dieser in der Form einer Beichte an die Richter abgefaßten Erzählung ist der Versuch unternommen, wie es im „Leutnant Gustl“ und „Fräulein Else“ bereits meisterhaft geschah, Gedanken, so wie sie gedacht wurden, unmittelbar in Sprache umzusetzen, gleichsam zu phonographieren. Das Unwahrscheinliche wird hier glaubhaft gemacht durch die Gestaltungskraft eines Dichters. Mystik des Namens waltet, Mystik der Kreatur in dem spukhaften Hund mit den sprechenden Augen, der alle Schritte des ein Doppelleben Führenden bewacht. Von ewig menschlicher Tragik durchblutet, erschüttern in all dem Absonderlichen Sätze, wie diese: „Niemand ist glücklich, es gibt einen Willen, der bäumt sich hoch, der will aus seinem Rahmen springen, der will sein Schicksal brechen, der will selbst Gott sein . . . und fällt doch zurück und ist doch verhaftet mit sich selbst und kommt nicht los von sich. . .“ Und aus abgründigem Leid gereifte Weisheit spricht: „Man hat sein Leben, es ist gleich in welchem Rahmen, man nimmt es und lebt es herunter, es sind doch immer nur die Stunden, immer nur ein Mensch. . .“

Auch künstlerisch schaffende Frauen sehen wir neuestens dieser mystisch-jenseitigen Richtung ergeben. In Friede H. *Krazes* Erzählung „*Die Meertrud*“, die sie in der Bücherreihe „*Der Brunnen*“ auf ihre preisgekrönte Rokokonovelle „*Das wahre Gesicht*“ folgen ließ, ist die Zwiespältigkeit des Ich in den dämonischen Einfluß hineinverlegt, den die Naturkräfte, in dem Spiel der Elemente symbolisiert, sind da fast mythologisch geworden. In den sorglich umzäunten Gärtchen der kleinen Seestadt, um welche die Wogen, „die grünen Rösser mit den weißen Mähnen“ branden, wächst die *Meertrud* heran, unberechenbar, lockend und dunkel wie das Element. Meeresblinken im Sonnenglast, wie stürmende Herbst-

nacht, selige Sternennächte und Traumnächte, mondlichtdurchflimmert, Meerungeheuer, sieht man in den bald rätselgrauen, bald nixengrünen, bald abgründig blauen Augen der Trud gespiegelt. Geheimnisvoller, in der verführerischen Mannesart des Patriziersohnes Gerwin Swarte verkörperter Meerlecker dahingegeben, wird sie nachtwandlerisch zu Sünde und Kindesmord getrieben, obwohl sie in Wahrheit nur den schlichten treuen Jugendgespielen Berthold liebt. So blendend auch die melodramatisch anmutende Schlußapotheose gestaltet ist, inniger als diese, angesichts des anbetenden Volkes sich freiwillig dem Meer vermählende Büsserin hat uns die heidnisch-wilde Meertrud gefesselt, um deren Besitz gute und böse Engel rangen, in der die Natur ihre Sphinxaugen aufzuschlagen schien. . . .

Anders als die Dichterin der dem mystischen Gebot des Elementes unterworfenen Meertrud sucht die Baltin Mia *Munier-Wroblewska* in der Novellensammlung „Der rote Geiger“, Geschichten zwischen Traum und Tag, das Reich des Unbewußten, das, aus Dämmertiefen steigend, in das Alltagsleben hinübergreift, wenn auch da und dort an die frühere deutsche Frauenerzählungskunst gemahnend, so doch mit originalen und feinbeseelten Pinselzügen festzuhalten. Auf den schmalen Ostseenehrungen zwischen Kiefern, Sand und Heidekraut, wo sie bleichen Nebelfrauen weben, unter jenen einsamen Menschen mit scheuen, tiefen, abgründigen Seelen erwachsen aus Boden und Landschaft die ewigen Fragen nach dem Rätsel des Lebens und des Todes. Verborgene Nischen in alten Schlössern gehen blutige Geheimnisse längst Verstorbener preis; Träume künden dem ahnungslosen Enkel von grausigen Episoden in der Geschichte seiner Ahnen, wunderbare Zusammenhänge zwischen fernen, von weiten Räumen getrennten Menschen tun sich auf. . . .

Reinhold *Zickel* gibt in der Novelle „Die Schwarzmühle“ eine Geschichte von dunkelster Lebenstragik. Mit naturhaft wuchtenden, dabei fast sachlich ruhigen Worten ist hier eine, in einer entlegenen Waldmühle sich abspielende Cencitragödie gestaltet. Der alte Müller Kleinschrodt, das Opfer sich forterbenden, verwilderten Familienblutes, ein Dämon – Faun und Tyrann zugleich – wird im Einverständnis mit Frau und Kindern von einem gedungenen Mordknecht erschlagen. Die schlichte Monumentalität, womit sich ohne quälende Psychoanalyse und ohne irgendwie gewollte Wortkunst, einzig in jener bildhaften, gleichnisreichen Sprache, die aus dem Herzen des Volkes selbst zu quellen scheint, die Charaktere der Menschen an den einfachen Vorgängen entwickeln, die zerrüttete Stimmung nach der Tat sich aufbaut, wie alles zu einer Symphonie des Grauens zusammenklingt, ist schlechtweg meisterhaft, der urgewaltigen Kunst Balzacs und Zolas verwandt. Das Unmenschliche der Tat dient auch bei Zickel nur dazu, das ewig Wahre verborgenen Menschentums zu enthüllen. Arbeiten, wie diese Novelle Zickels, sind wieder ein erfreulicher Beweis dafür, daß die da und dort auftauchenden Klagen über den Rückgang der Literatur unbegründet sind.

Phantastische Romane.

„Ich?“ Ein Roman von Peter Flamm. 1926. S. Fischer-Verlag, Berlin. — „Die Meertrud.“ Erzählung von Friede H. Krage. Hans Rube-Verlag in Altona 1926. — „Mia Munier-Probleska: Der rote Geiger.“ Geschichten zwischen Traum und Tag. 1926. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Stuttgart und Berlin. — „Die Schwarzmühle.“ Eine Novelle von Reinhold Zickel. 1925. Iris-Verlag. Frankfurt a. M.)

Von Blanche Kubeck.

In gärenden Uebergangszeitaltern wie dem unseren, dessen Merkzeichen die allenthalben sich geltend machende Unsicherheit ist, spiegelt das Werk des Dichters nur zu oft die überall zutage tretende seelische Zerklüftung wieder, verspinnt sich in die Nachtseiten der menschlichen Natur, flüchtet aus einer unerfreulichen Wirklichkeit in das Reich des Dunklen, Mystischen, der metaphysischen Betrachtung.

So tasten sich Hanns Heinz Ewers, Gustav Meyrink, Karl Hans Strobl mit Vorliebe hinüber in die Gebiete des Traumes, des Unfassbaren und Gespenstischen, fühlen sich heimisch in jenen Rätselländern, darin das Ich seiner Erdenbindung entschlüpft. Auch in einigen Büchern neuerer Dichter macht sich wieder dieser Zug zum Düsternen und Jenseitigen bemerkbar.

Peter Flamm rüttelt in dem Roman „Ich?“ an den Fundamenten unseres Seins, läßt das unsere Gefühle, Gedanken und Taten zeugende Selbstbewußtsein selbst als fragwürdig erscheinen. Wer kennt nicht die wie ein wirrer Fiebertraum anmutenden Bilder aus Kliniken und Heilanstalten, die Spaltung des Ich, die den Kranken sich selbst als einem anderen zusehen läßt. In dem Buche Flamm's ist der psychische Vorgang in eine spannende Handlung gekleidet. Ein Soldat eignet sich Paß und Namen eines toten Kameraden an und tritt dadurch in dessen Gestalt und Schicksal, Neigungen und Leidenschaften, in fremde Verpflichtungen, Sorgen und Qualen, in neue Berufsarbeit ein. Gespenstisches Jenseits, das immerzu in verlorenes Diesseits herübergreift, die Persönlichkeit zersplittert und in ein Schemen auflöst. Der Mann mit dem entlehnten Namen und Geschick muß das Leben des Verstorbenen fortsetzen, den „Feind“ übernehmen, willenlos einen grauenvollen Mord begehen. Auch in dieser in der Form einer Beichte an die Richter abgefaßten Erzählung ist der Versuch unternommen, wie es im „Leutnant Gustl“ und „Fräulein Elze“ bereits meisterhaft geschah, Gedanken, so wie sie gedacht wurden, unmittelbar in Sprache umzusetzen, gleichsam zu phono-graphieren. Das Unwahrscheinliche wird hier glaubhaft gemacht durch die Gestaltungskraft eines Dichters. Mystik

des Namens waltet, Mystik der Kreatur in dem spukhaften Hund mit den sprechenden Augen, der alle Schritte des ein Doppelleben führenden bewacht. Von ewig menschlicher Tragik durchblutet, erschüttern in all dem Absonderlichen Sätze, wie diese: „Niemand ist glücklich, es gibt einen Willen, der bäumt sich hoch, der will aus seinem Rahmen springen, der will sein Schicksal brechen, der will selbst Gott sein . . . und fällt doch zurück und ist doch verhaftet mit sich selbst und kommt nicht los von sich. . . .“ Und aus abgründigem Leid gereifte Weisheit spricht: „Man hat sein Leben, es ist gleich in welchem Rahmen, man nimmt es und lebt es herunter, es sind doch immer nur die Stunden, immer nur ein Mensch. . . .“

Auch künstlerisch schaffende Frauen sehen wir neuestens dieser mystisch-jenseitigen Richtung ergeben. In Friede H. Krage's Erzählung „Die Meertrud“, die sie in der Bücherreihe „Der Brunnen“ auf ihre preisgekrönte Kolokol-novelle „Das wahre Gesicht“ folgen ließ, ist die Zwiespältigkeit des Ich in den dämonischen Einfluß hineinverlegt, den die Naturkräfte schicksalhaft auf manche Menschen üben. Seelenkräfte, in dem Spiel der Elemente symbolisiert, sind da fast mythisch geworden. In den sorglich umzäunten Gärten der kleinen Seestadt, um welche die Wogen, „die grünen Köpfer mit den weißen Nähen“ branden, wächst die Meertrud heran, unberechenbar, lockend und dunkel wie das Element. Meeresblinken im Sonnenglas, wie stürmende Herbstnacht, selige Siernennächte und Traumnächte, mondlichtdurchflimmert, Meerungeheuer, sieht man in den bald rätselgrauen, bald nixengrünen, bald abgründig blauen Augen der Trud gespiegelt. Geheimnisvoller, in der verführerischen Mannesart des Patriziersohnes Gerwin Swarte veräppelter Meerlektion dahingegeben, wird sie nach-

wandlerisch zu Sünde und Kindesmord getrieben, obwohl sie in Wahrheit nur den schlichten treuen Jugendgespielen Berthold liebt. So blendend auch die melodramatisch anmutende Schlußapothekose gestaltet ist, inniger als diese, angefichts des anbetenden Volkes sich freiwillig dem Meer vermählende Bürgerin hat uns die heidnisch-wilde Meertrud gefesselt, um deren Besitz gute und böse Engel rangen, in der die Natur ihre Sphinxaugen aufzuschlagen schien. . . .

Anders als die Dichterin der dem mystischen Gebot des Elementes unterworfenen Meertrud sucht die Baltin Mia Munier-Probleska in der Novellenammlung „Der rote Geiger“, Geschichten zwischen Traum und Tag, das Reich des Unbewußten, das, aus Dämmertiefen steigend, in das Alltagsleben hinübergreift, wenn auch da und dort an die frühere deutsche Frauenerzählungskunst gemahnend, so doch mit originalen und feindeuseligen Pinselzügen festzuhalten. Auf den schmalen Ostseeehrungen zwischen Kiefern, Sand und Heidekraut, wo die b-ichen Nebelfrauen weben, unter jenen einsamen Menschen mit scheuen, tiefen, abgründigen Seelen erwachen aus Boden und Landschaft die ewigen Fragen nach dem Rätsel des Lebens und des Todes. Verborgene Nischen in alten Schlössern geben blutige Geheimnisse längst Verstorbener preis; Träume kündigen dem ahnungslosen Enkel von graufigen Episoden in der Geschichte seiner Ahnen, wunderbare Zusammenhänge zwischen fernem, von weiten Rändern getrennten Menschen tun sich auf. . . .

Reinhold Zickel gibt in der Novelle „Die Schwarzmühle“ eine Geschichte von dunkelster Lebenstragik. Mit naturhaft wuchtenden, dabei fast sachlich ruhigen Worten ist hier eine, in einer entlegenen Waldmühle sich abspielende Gencitragödie gestaltet. Der alte Müller Kleinschrodt, das Opfer sich fortgebenden, verwilderten Familienbutes, ein Dämon — Faun und Tyrann zugleich — wird im Einverständnis mit Frau und Kindern von einem gedungenen Mordknecht erschlagen. Die schlichte Monumentalität, womit sich ohne qualende Psychoanalyse und ohne irgendwie gewollte Wortkunst, einzig in jener bildhaften, gleichnisreichen Sprache, die aus dem Herzen des Volkes selbst zu quellen scheint, die Charaktere der Menschen an den einfachen Vorgängen entwickeln, die zerrüttete Stimmung nach der Tat sich aufbaut, wie alles zu einer Symphonie des Grauens zusammenklingt, ist schlechtweg meisterhaft, der urgewaltigen Kunst Balzaes und Zolas verwandt. Das Unmenschliche der Tat dient auch bei Zickel nur dazu, das ewig Wahre verborgenen Menschentums zu enthüllen. Arbeiten, wie diese Novelle Zickels, sind wieder ein erfreulicher Beweis dafür, daß die da und dort auftauchenden Klagen über den Rückgang der Literatur unbegründet sind.